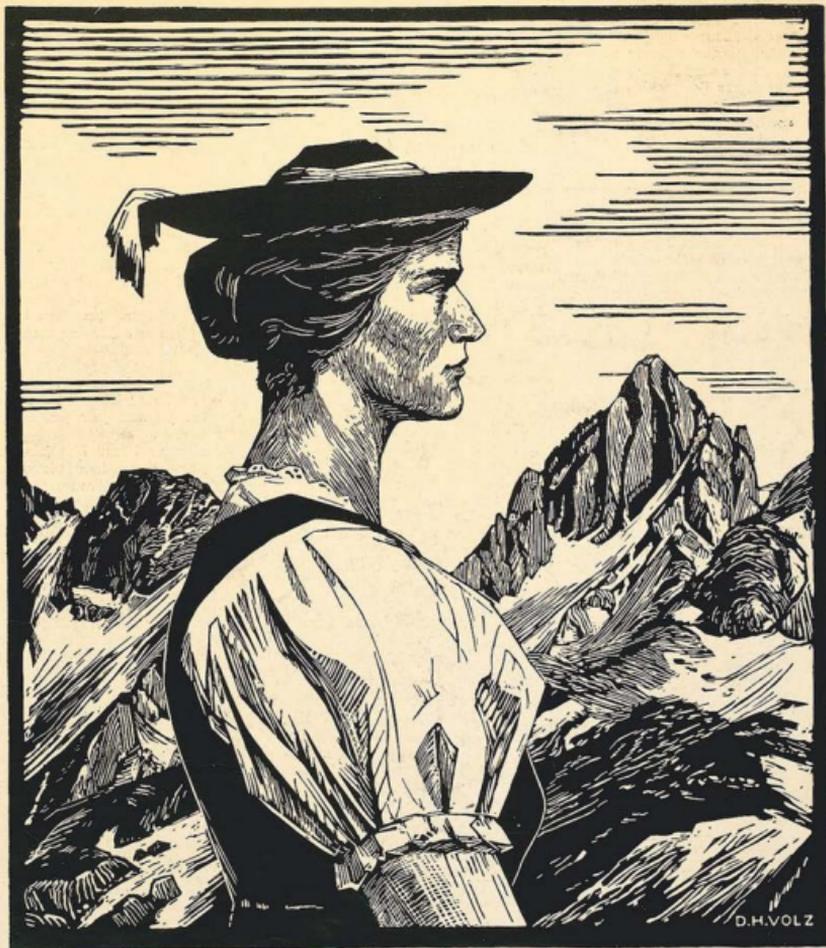


MÜNCHEN / 1937 / NR. 47
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Jugend



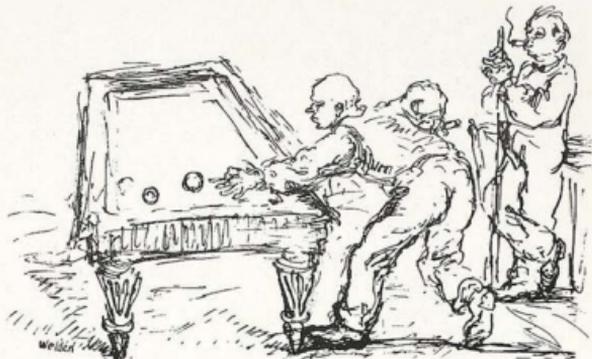
Bergheimat

Dietrich Heinrich Volz

AUS UNSEREM SKIZZENBUCH

Vereins-Gründung

Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, einer lustigen Vereins-Gründungs-Sitzung beizuwohnen. Der Verein hat sich die Aufgabe gestellt, die Jünger des edlen Billardportes in die Geheimnisse der rollenden Eisenkugel einzuweihen. Gar nicht so leicht; denn wer sich ernst mit diesem Sport befaßt, merkt erst, wie schwer es ist, und wie die weiße Kugel durch eine geheimnisvolle Kraft der Bewegung hinterlistigerweise immer zu der Stelle rollt, an der man sie nicht haben will. Manche ärgern sich, wenn, wie dies in der Billardsprache heißt, „seine Bälle ihn nicht verstehen“, und haben dann alle möglichen Gründe für dieses Nichtverstehen. Der eine gibt dem Quen die Schuld, der andere dem Wetter, einer, den wir kennen, behauptet konsequent, der andere Spieler behindere ihn und wieder ein anderer gibt an, den ganzen Tag Kisten genagelt zu haben. Also: Es wird ein Vorstand gewählt. Der erste Antrag aus der Mitte der Anwesenden ging dahin, jedem auf Vereinskosten eine halbe Bier zu genehmigen. Er mußte einstimmig abgelehnt werden, weil die Kasse vorerst noch eine ode Letze aufwies. Dann erfolgte die Wahl des Schriftwartes, des Spielwartes, und anderer unbesoldeter Stellen. Es war erpfaulich, wie schnell und flink dies vor sich ging. Kaum war einer der Herren in Vorschlag gebracht, als auch schon in Sekundenschnelle die Arme der übrigen Wahlberechtigten emporschlitzten und damit die Wahl rechtskräftig bestätigten. Ein Widerspruch des Auserwählten verlor sich aussichtslos in den heiteren Glückwünschen, die ihn von allen Seiten



Walden

überhütteten. Nach solchermaßen vorgenommener Wahl versieg sich einer der Beisitzer lächelnd zu der überheblichen Bemerkung: „Amd jetzt brauchen wir noch Mitglieder!“

Aber er hat sich verrechnet. Es muß gesagt werden, daß der Verein inzwischen zu einer respektablen und ernst zu nehmenden Größe angewachsen ist.

Berühmte Sängerin

Einer unserer Freunde, Besitzer eines neuen Wagens, lud uns zu einer Spazierfahrt ein. Es war einer dieser modernen Wagen, wo man — Gott sei es geflagt! — auf die früheren Keize des Autofahrens, das Kütteln und das Draußen des Motors, verzichten muß. Man hat lediglich die Annehmlichkeit, sich schnell fortzupflanzen. Schnell wie ein Blitz, geräuschlos wie ein Schatten. So oder ähnlich lautete das Werbeplagwort. Nun fassen wir also,

im Polsterstuhl zurückgelehnt und trocken, in dieser kleinen, behaglichen Stube und ließen das Hjarpanorama der Widemayerstraße abrollen, während der Herbstregen leise niederhäubte. Ploglich hörte die Prachtstraße auf und es kam ein feldweg. Davor ein Schild: Gesperrt für Kraftfahrzeuge. Darunter ein zweites Schild: Sachstraße. „Sieh da“, sagte unser Freund. „Wie schnell man verlobt wird. Da haben sie nach der Erna Sak wahrhaftig schon eine Strafe genannt.“

Pech

Wie oft mag sich in München ein Fall wie der folgende zuragen, dessen Zeuge wir wurden:

Ein junger Mann läßt seine Blicke in der Straßenbahn über die Galerie der gegenüberliegenden Frauen schweifen. Da stets die nachtrauffälligere Dame von den Mitfahrerinnen kritisch gemustert wird, fiel es ihm nicht schwer, diejenige herauszufinden, auf der sich die meisten kritischen Blicke vereinigten. Die Konfuzenz hatte recht: Sie war zweifellos die hübscheste und eleganteste. Sie schaute zufällig herüber, und er fühlte sich angeblickt. Sie stieg um, er stieg um. Er verfolgte sie durch die ganze Stadt, bis sie nach der Uhr sah und sich zu den Rathaus-Lichtspielen begab. Dort ging sie zum Schalter; der junge Mann stürzte hinterher und fragte: „Wo sitzt die Dame?“ — „Zweiter Platz“, sagte das Fraulein. „Dann geben Sie mir eine in derselben Reihe oder dahinter.“ Er bekam die Karte. Sie aber, die Göttliche, war wieder hinausgegangen. Sie ging auf und ab, er ging auf und ab. Sie schaute ihn nicht an. Nach langem Ringen aber faßte er sich ein Herz und ging schon auf sie zu, um sie anzusprechen — als ihm ein anderer zuvorkam: unerkennbar ihr Mann. „Da bist du ja, Lieblich“, strahlte sie ihm entgegen. — Pech sowas!



Walden

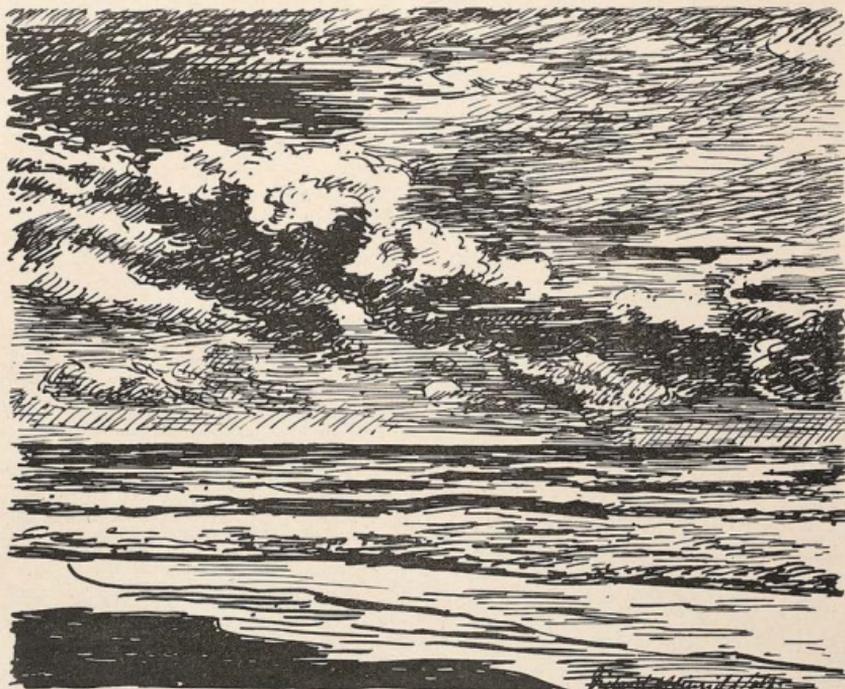


Erwachen

Über der noch schlafgebannten Erde
 Wölbt sich der Sternendom in hoher Weite,
 Noch dunkel im Zenit.
 Doch wo der Himmel Mutter Erde küßt,
 Da steigt im Osten ahnungsvolles Tagen
 Aus nächtlichem Vergehen auf —
 Die Erde tut den letzten Atmzug,
 Der vorm Erwachen flieht,
 Lüßt ihn als Morgennebel steigen

Und hüllt in seine weichen Schleier
 Die Täler und die Höhen.
 Dann blitzt der erste Sonnenfunke
 Durchs fahle Morgengrauen
 Die All-Macht hat ihn ausgesandt,
 Sie ruft zu neuer Lebenspflicht
 Mit urgewalt'gem Schöpfungspruch
 Noch heut wie einst:
 Es werde Licht!

W. H. Dammann



Morgen am Meer

Dietrich Heinrich Volz



Dietrich Heinrich Volz

Zu den Bildern von Dietrich Heinrich Volz

An der See und im Hochgebirge, dort, wo man die Erde atmen sieht, wo Sonne und Winde spielen, sucht Dietrich Heinrich Volz seine Landschaften auf. Er schöpft seine ganze Lebensphilosophie aus der Natur.

Dietrich Heinrich Volz wurde am 1. August 1901 in Batavia, Java geboren. Er ist Deutsch-Holländer und entstammt der bekannten Karlsruher Künstlerfamilie der Volz. In Deutschland besuchte er die Schule und in den Niederlanden die Akademie. Seit 1924 wohnt er mit seiner holländischen Gattin und drei Kindern im selbstgebauten Häuschen zu Großheßeloch bei München.

Volz ist vor allem Graphiker. Obgleich seine wenigen farbigen Zeichnungen eine starke Begabung für die Farbe verraten, widmet er sich mit Vorliebe der Schwarz-Weiß-Kunst, der Zeichnung, dem Holzschnitt. Vor allem liebt er das Hochgebirge. Fern von aller Zivilisation erlebt er unmittelbar die Wunder der Erde.

Über weitausend Metern Höhe fühlt er sich am wohlsten. Dort, wo die Baumgrenze aufhört, wo die Bergdohlen als letzte Boten des Lebens um die Gipfel freisen und der Wind die niedrigen, herbduftenden Alpenkräuter zaust, hält er Zwiegespräche mit der Natur. Dietrich Volz ist ein Naturbursche, seit achtzehn Jahren Vegetarier, aber nicht von der fanatischen Art, die mit bläulichen Tassen und zur Schau getragenen Innenleben die Großstadt mit Reformideen versucht. Ihm ist eine gesunde, anspruchslose Lebensweise inneres Bedürfnis. Seine Augen strahlen vor Gesundheit, und er lebt ein Künstlerleben, das ihn die Natur feiner und inniger empfinden läßt. Das Organische und Kosmische wird ihm in seinen Bergen offenbar und teilt sich seinen Bildern mit.

Durch seine Herkunft aus Niederländisch-Indien fühlt er sich zu der hohen indischen Kultur hingezogen, wo Religion, Kunst und Wissenschaft sich zu einem

harmonischen Ganzen vereinigen. Er verehrt Ghandi, den er persönlich kennt und den er oft zeichnete. Diese Bildnisse sind vielleicht die einzigen Lebensbilder Ghandis von Künstlerhand. Gerne erzählt der Maler von dem Nationalbewußtsein und dem einfachen sozialen Empfinden des indischen Weisen, von der treffenden, farftastischen Art, mit der Ghandi beobachtet und spricht.

Ebenso stark ist des Künstlers Beziehung zur Musik. Frederic Lamond, Elly Ney und viele andere Künstler, die in München gastieren, sind seine Freunde, und er hat sie im Bildnis verewigt. Volz gehört dem Münchener Bachverein an, dessen sämtliche Mitglieder er parfügierte. Das Bildnis gehört neben der Landschaft zu den Lieblingsthemen seiner Darstellung. Des Künstlers sicherer Strich und sein großes Einfühlungsvermögen in den Charakter seiner Modelle sorgen dafür, daß die Bildnisse unverwundlich ähnlich werden.

Gustav Theodor Fechner

Ein Bahnbrecher deutschen Glaubens / Zur 50. Wiederkehr seines Todestages

Wenn wir Gustav Theodor Fechners zur 50. Wiederkehr seines Todestages gedenken, so gilt unser Gruß nicht nur dem Begründer der Experimentalpsychologie. Er gilt einem der großen Geister des 19. Jahrhunderts, die den Deutschen den Weg zu einem deutschen Glauben wiesen.

Er, der Physikprofessor an der Universität Leipzig, trat schon um die Mitte des Jahrhunderts gegen den plumpen Diesseits-Materialismus auf, den die Lehren von Marx und Darwin verbreiteten. Er hatte das Bedürfnis, dieser erbarmungslosen Zeitströmung eine freundlichere Weltanschauung entgegenzusetzen, die den Ergebnissen der Naturforschung nicht widersprach, und bei der doch das Gemüt nicht zu Furcht kam.

Es widersperrte Fechner, sich die Welt als einen seelenlosen Mechanismus vorzustellen, wie es die damalige Anschauung wollte. Andererseits hatte auch ein vernünftlicher Bibelglaube keinen Platz in dem neuen Weltbild. Denn Fechner hatte schon zu oft in die Unendlichkeit des Weltalls geblickt um zu glauben, daß die winzigen Menschen auf einer winzigen Erde, die um eine winzige Sonne kreist, so wichtig seien, daß alles nur um ihr-willen geschehe.

Gustav Theodor Fechner, der aus einem Pfarrhaus in der Niederlausitz stammte, wurde am 19. April 1801 geboren. Schon im Alter von 17 Jahren kam er nach Leipzig, um dort Medizin

zu studieren. Nach seiner Promotion wandte er sich der Physik zu und bekam 1814 eine ordentliche Professur. Aber nicht nur zur Naturwissenschaft zog es Fechner hin. Er hatte auch künstlerische Neigungen. Sein älterer Bruder war Maler, und er selbst fühlte sich sehr zur Dichtung hingezogen. Er verehrte Jean Paul und Kuckert, war befreundet mit Bettina von Arnim. Unter dem Pseudonym Dr. Mijses veröffentlichte er eine Anzahl Prosadichtungen und Satiren, die viel humoristische und erzählerische Begabung verraten. In diesen Beiträgen läßt er in launig-leichter Form schon manchen Grundgedanken seiner späteren Philosophie durchblicken.

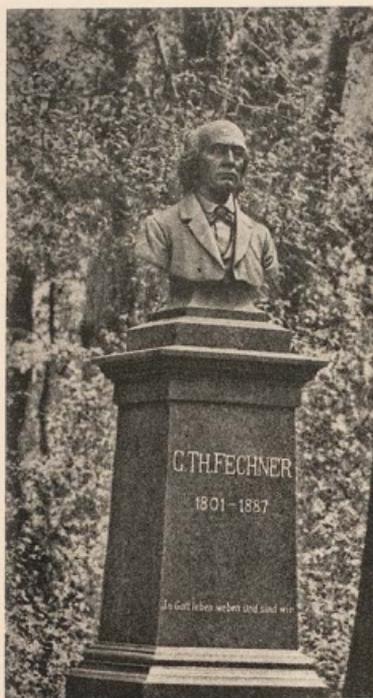
Bei optischen Versuchen über die farbigen Nachbilder von Lichterscheinungen überanstrengte Fechner seine Augen. Eine schwere Krankheit trat hinzu, und er konnte wochenlang keine Nahrung zu sich nehmen. Drei Jahre hindurch konnte er, fast völlig erblindet, kein Buch lesen und sich nur in verdunkelten Räumen aufhalten. Diese drei Jahre aber trugen zu seiner inneren Sammlung bei.

Zum ersten Male wieder betrachtet der Genesende das feine Grader eines Pflanzenblattes, ruben seine Augen auf dem saftigen Grün im Leipziger Rosental, sehen freundliche Blumenaugen ihn an. Diese Natur, fühlt er, ist befeelt, auch die Pflanze lebt und empfindet. Die Blumen und Gräser und Bäume um



Die Tribulaune

Dietrich Heinrich Volz



in der Wissenschaft eine wichtige Rolle ein. Denn was ist die wissenschaftliche Hypothese anders als eine Glaubenssache? Der Glaube reicht über das Wissen hinaus. Soweit er das wenige, was wir wissen, ergänzt, schafft er überhaupt erst die Möglichkeit eines abgerundeten Weltbildes. Ein solches Weltbild will uns Fechner in seinem Werke „Zwei-Weita: Gedanken über die Dinge des Himmels vom Standpunkte der Naturbetrachtung“ vermitteln.

Da die Menschen, Tiere und Pflanzen um uns besetzt sind, wenn auch nicht alle in der gleichen, bewußten Form wie wir, meinte Fechner, warum soll nicht die ganze Erde, warum nicht die Gesteine besetzt sein? Die Pflanzen sind niedere, die Sterne höher besetzte Wesen als wir. Betrachten wir den Körper des Menschen. Seine Zellen, seine Glieder haben ganz verschiedene Funktionen. Und doch bildet er in sich eine Einheit, einen organischen Wirkungszusammenhang. Die einzelnen Blutkörperchen, die im Strome unseres Blutes schwimmen, die einzelnen Sinnesorgane leben nur im Zusammenhange des Ganzen. Auch der Mensch kann nur im Zusammenhange der Erde leben. Wie die Sinnesorgane der Augen und Ohren voneinander getrennt sind, aber der Empfindungswelt eines übergeordneten Ganzen angehören, so ist jede höhere Individualität das Band, das die niederen Individualitäten verknüpft.

Durch seine weitgehende Analogien versucht Fechner den Nachweis zu erbringen, daß die ganze Erde ein einheitlicher Wirkungszusammenhang sei wie andere Lebewesen, da sie alle ihre Einzelwesen in sich begreift. Die Teile der Erde mit dem Knochengeriüst ihrer Gesteinsmassen, dem grünen Pflanzengürtel, der sich um sie schlingt, mit ihren Lebewesen als Sinnes- und Bewegungsorganen, hängen fester zusammen als in unserem Körper. Denn wir können Gliedmaßen und Strome Blutes von uns abtrennen und weiterleben; die Erde ist unverwundbar. Ihr Kiefelorganismus hat andere Existenzbedingungen als wir. Man denke sich ein Insekt, eine Maus so groß wie einen Elefanten, — die dünnen Beine würden den schweren Körper nicht tragen können. Kleine, einzellige Lebewesen bedürfen keiner Lunge und keines Magens, denn ihr Leib kann sich durch die äußere Oberfläche mit Luft und Nahrung versehen. Der Kiefel der Erde würde keine auch keine inneren Organe gebrauchen. Im Innern regeln sich nur Schwere, Druck und Temperatur als Vorbedingungen allen Lebens, während alle Organe an der Oberfläche liegen. So wenig die gewichtigsten Teile den Geist des Menschen ausmachen, so wenig die Erdmasse den Geist der Erde. Die Erde braucht nicht wie ihre einzelnen Lebewesen nach Nahrung umherlaufen; sie wird durch ihre tägliche Drehung und den Umlauf um die Sonne gespeist.

Die seelischen Vorgänge auf der Erde brauchen voneinander so wenig zu wissen wie Auge und Ohr von ihren gegenseitigen Empfindungen, wie die Gehirnzellen untereinander. Erst der übergeordnete Organismus Erde faßt alle seelischen Regungen zu einem höheren Geiste zusammen. Die Sinnesorgane der Menschen sind zugleich Sinnesorgane der Erde. Denn wie es im Menschen keinen Körperteil gibt, der dem ganzen Menschen gleiche, so wiederholt die Erde nicht die Funktionen der einzelnen Organe im Menschen. Erst die wechselseitige Bedingtheit des Lebens auf der Erde, die Pflanzendecke, der Kreislauf der Gewässer, die Gesamtheit aller Lebensfunktionen macht ihr Leben aus.

Fechner über den Glauben

Je allgemeiner und umfassender das Gebiet unserer Weltanschauung, desto mehr ist diese Glaubenssache, um so weniger können Erfahrung und logischer Schluß ausreichen. Infolgedessen ist hier das Gebiet des geistigen Strebens.

uns her sind Lebewesen wie wir und schlingen ein unendlich reiches Band des Lebens um uns. Er studiert die Lebensäußerungen der Pflanze und kommt auf Grund vieler Analogien zu dem Schlusse, daß die Pflanzen besetzte Wesen seien.

Heute haben wir Gelegenheit, den Lebensrhythmus, das Wachen und Schlafen der Pflanzen, das Drehen der Blüten und Blätter nach dem Lichte, das Schwingen der Ranken, die nach einem Halt suchen und plötzlich zugreifen, im Film festzubalten. Wir sehen die Pflanze atmen, sehen das Reagieren auf mechanische, elektrische und Wärmereize, sehen bei der Mimose die Fortpflanzung der Keize wie in einem Nervensystem, und sehen endlich eine Pflanze durch Choroformdämpfe narkotisiert und völlig unempfindlich werden. Nur daß die meisten dieser Lebensäußerungen sich so langsam vollziehen, daß sie ohne Zeitraffer nicht sichtbar sind.

Einen großen Teil dieser Beobachtungen hat Fechner vor fast hundert Jahren schon gemacht und in seinem Büchlein von der Pflanzenseele niedergelegt, dem er nach der altgermanischen Blumen- und Frühlingsgöttin Nanna den Namen gab: Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen.

Gegenüber den gedanklichen Spekulationen Hegelscher Philosophie, die vor kurzem noch Zeitmode gewesen war, ging Fechner in seiner Philosophie von der Erfahrung aus. Seine Methode bestand darin, Einzelerfahrungen auf allgemeinere Anwendung zu prüfen und durch Analogien zu weiteren Schlüssen zu kommen. Damit räumte er auch dem Glauben

Und so baut sich die Welt in Stufen auf. Die Erde und das Sonnensystem und die Gestirne sind höhere Wesen, die alles Leben auf ihnen und um sie als Einheit umfassen. Sie alle stehen in Wechselwirkung, sie werden und vergehen in ihrem gemeinsamen System der Milchstraße, die wieder nur eine unter dem unendlich großen, unendlich fernen Weltinsel ist, die der Bau des Weltalls in sich begreift. Allumfassend aber ist Gott.

Wie im menschlichen Körper, so begreift auch im All das höhere System die niederen in sich, in einem individuellen Bewußtsein, von dem die Teile nichts abhören mögen. Und was sich äußerlich als körperlicher Wirkungszusammenhang darstellt, von dem wir Geistiges nur durch die Analogie der Ausdrucksbewegungen vermuten können, das erlebt sich innerlich als geistiger Zusammenhang. Nur das erst der höhere Organismus sich der Gesamtheit seiner seelischen Äußerungen als Einheit bewußt wird.

So ist auch das Seelenleben des Einzelnen nach seinem Tode nicht verloren: es besteht als Erinnerung im Seelenleben der Erde weiter. Wie die Materie unzerstörbar ist und nur die Erscheinungsform ändert, so auch der Geist. Der Mensch ist in einem Zusammenhang geistiger Beziehungen verflochten. Bewußt oder unbewußt steht er in Einklang mit dem geistigen All. Sein Leben und Wirken ist vom Leben des Ganzen nicht mehr loszulösen. Der „Wirkungsgeist“ bleibt auch nach dem Tode erhalten und wirkt in das Diesseits hinein. Im Geiste der Erde verhält sich das Diesseits zum jenseitigen Leben wie Anschauung und Erinnerung. Unser persönliches Dasein setzt sich so als „Erinnerung“ im Leben des höheren Bewußtseins fort. Gaben wir nicht Beweise der Kraftkräfte, die das Leben der großen Männer auch nach ihrem Tode auf die lebendige Gegenwart auszuüben imstande ist?

In diesem Sinne betrachtet Fechner auch das Christentum, in dem die Persönlichkeit Christi die heute ihre gemeinschaftsbildende Kraft ausübt. Im Gegensatz zur Moral des Judentums, die Auge um Auge, Zahn um Zahn Gerechtigkeit und Vergeltung übt, stellt der Galiläer die Liebe als soziale Kraft. Indem Böses mit Gutem vergolten wird, bringt Christus Erlösung aus dem Nachezklus des sich fortzuziehenden Bösen und ermöglicht das Leben in der Gemeinschaft. So baut Fechner auch das Christentum, soweit es dem deutschen Gedankentum entspricht, ohne Schwierigkeit in seine Anschauung ein.

Am 18. November 1887 starb Fechner, ein Bahnbrecher deutschen Glaubens. Er hinterließ die Idee eines Weltgebäudes, in dem Religion, Kunst und Wissenschaft seit langem zum ersten Male wieder vereinen.

E. K.

Die meisten glauben, weil vor und mit ihnen geglaubt wird. Je weniger Gründe der Unwissende für seinen Glauben hat und je weniger er von Gründen hierfür versteht, desto eher läßt er sich dafür totschlagen und schlägt er andere dafür tot, weil sich dann auch um so weniger Gegen Gründe dagegen geltend machen können. Im allgemeinen wird Glaube ohne Gründe angenommen, aber nicht ohne Gründe festgehalten.

Die lebendige Erde

Von Gustav Theodor Fechner

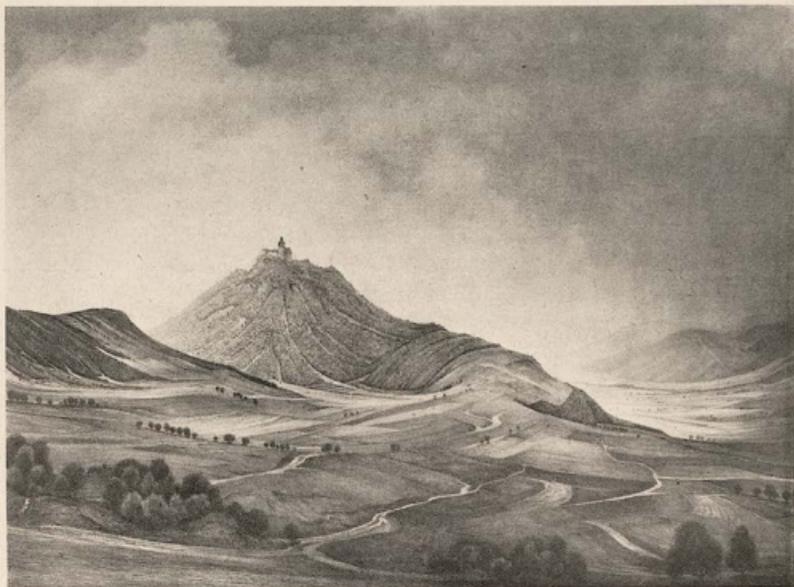
Das Weltall in geistiger Umarmung, die Menschen allein besetzt: diese feiner sehr verbreitete Ansicht nennt Fechner die „Rachtsicht“. Sie stellt er seine Anschauung, unumstößlich wie die des Raperitus, als „Tagesansicht“ gegenüber. Die folgenden Gedanken sind seinem Werke „Die Tagesansicht gegenüber der Rachtsicht“ in etwas kürzere Zusammenfassung entnommen. Die Jugend.

Auf Grund unserer Ansichten über die Seelenfrage, Sterne und Pflanzen haben wir die Erde als ein uns materiell und geistig übergeordnetes, in höherem Sinne einheitlich gebundenes Wesen zu fassen, hiermit als einen Knoten, der uns selbst mit unseren Nachbargeschöpfen gemeinsam in das göttliche Band einknüpft.

Denke nur, um sie so zu fassen, nicht bloß an die dünne Kruste, auf der du mit deinen Nachbargeschöpfen wanstelst, in der die Pflanzen wurzeln, hiermit an trockenes Erdreich; du denkst ja auch beim Menschen nicht bloß an seine Knochen. Das innere Blutmeer, das feste Gerüst darum, der Ozean, der Luftkreis, die ganze Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt, du selbst mit unbegriffen; alles konzentrisch durch eine gemeinsame Kraft um denselben Mittelpunkt zusammengehalten, gemeinsamen Perioden unterliegend, in Zweck-



Dietrich Heinrich Volz



Die alte Burg

Franz Lenk

und Wirkungsbeziehungen miteinander verknüpfen, bildet erst in eins die ganze Erde und hiermit die Stufe über dir. Dieselbe Erde, die uns und alle ihre Geschöpfe durch dieselbe Kraft an sich gefesselt hält, hat auch alle aus sich geboren, nimmt alle wieder in sich zurück, nährt und kleidet alle, vermittelt den Verkehr zwischen allen und behält bei allem diesem Wechsel allen durch den Wechsel selbst sich fortwachsenden und fortentwickelnden Bestand.

Der Fuß des Menschen ist nicht minder dem Boden, die Klaue des Vogels dem Zweige angepaßt, als Fuß des Menschen und Klaue des Vogels ihrem eigenen Leibe. Aber von der ganzen Erde vermag sich der ganze Mensch und Vogel doch noch weniger fortzubewegen, zu trennen als irgendein Glied vom Leibe des Menschen oder des Vogels. So viel fester hält sie das, was so viel loser an ihr scheint, in erweiterter Zweckbeziehung zusammen.

Von vorneherein lassen sich Gleichungspunkte der ganzen Erde mit dem Menschen finden, so Tag und Nacht mit Wachen und Schlaf, der Kreislauf der Gewässer mit dem Kreislaufe des Blutes, Ebbe und Flut des Meeres mit dem Pulsschlag des Herzens, die grüne Pflanzendecke der Erde mit der

empfindenden Haut des Menschen usw. Nur reicht die Ähnlichkeit irgendwo über eine gewisse Grenze hinaus, wird vielmehr überall durch die Unähnlichkeit der großen Höhe, Weite, Überordnung der Erde über den Menschen überschritten und überstiegen. Und gibt es wohl im Menschen selbst einen Teil, der dem ganzen Menschen glüht? Wie sollte die Erde einem ihrer Teile ganz gleichen? Im gewissen Sinne zwar hat sie geradezu alles, was ihre Menschen haben. Indem sie aber diese selbst teilhaft inbegriff, braucht sie nun aber nicht noch einmal zu haben, was sie schon haben und wie sie es haben.

Also wiederholt die Erde nicht den Kreislauf des Blutes in einem größeren Blutkreislaufe, das Arterien der Geschöpfe in einer größeren Lunge; aber alle Blutkreisläufe der Geschöpfe sind nur Abzweigungen des großen Kreislaufes der Gewässer in ihr, indem alle daraus schöpfen und dadurch zusammenhängen. Statt eine Lunge aus kleinen Blasen noch einmal zu haben, ist sie ganz von der Atmosphäre umhüllt, aus der alle Lungen der Geschöpfe schöpfen und durch welche Tiere und Pflanzen Sauerstoff und Kohlensäure miteinander tauschen. Statt ein Gehirn

noch einmal in einer Schädelkapsel eng zusammengefaßt zu haben mit Nerven, die ihm auf langen Wegen Sinnereize zuführen und Bewegungsreihe von da abführen, bietet sie ihre ganze organische Welt, mit deren Wechselbeziehungen, Verkehrswegen und Kulturaustausch, ausgefaßt und äußerlich angeheftet an eine alles zusammenhaltende feste Kapsel, frei dem Licht des Himmels und den Schwingungen der Luft dar; woraus alle Nerven und Gehirne ihrer Geschöpfe unmittelbar ihre Anregungen schöpfen und wodurch sie sich ihre wechselseitigen Anregungen mitteilen. Wozu dann noch ein besonderes Gehirn mit besonderen Nerven für geistige Verrichtungen?

Von solchen unnützen Wiederholungen weiß die Erde nichts, und töricht ist es, solche in ihr zu suchen und zu verlangen, um ihr ein organisches Leben als Träger eines geistigen zuzugestehen.

Und so braucht sie auch nicht unregelmäßig wie ein Mensch am Himmel umherzulaufen. Warum soll sie noch einmal äußerlich tun, was die Menschen schon hinreichend in ihr tun; und wonach hätte sie zu laufen? Nach Nahrung, Kleidung? Vielmehr genügt sie am besten ihren höhe-

ren Zwecken dadurch, daß sie nach einer festen Regel geht. Wie der Mensch führt sie ein inneres und ein äußeres Leben; zum inneren aber gebort der äußere Verkehr und der geistige Austausch der Menschen selbst.

Dabei aber fehlt es der Erde doch nicht an Wechseln in dem äußeren Leben, das sie im Verkehr mit den anderen Gestirnen führt. Und wie das innere Leben jedes Menschen durch seinen äußeren Verkehr mitbestimmt und selbst aus allgemeinem Gesichtspunkte beherbergt wird, ist es mit der Erde, der Mensch selbst aber wird davon mitberührt. Die Sonne hebt die Wasser der Erde in die Lüfte, um sie dort wieder fallen zu lassen, macht die Pflanzen wachsen, grünen, blühen, focht in ihnen Duft und Süßigkeit, zu jeder Zeit, an jedem Orte anders. Tags neigen sich ihr alle Blumen zu und verschließen sich nachts, um still für sich zu ruhen. Die Flutwelle des Meeres kreist, dem Gange des Mondes folgend, um die Erde, in Höhe wechselfelnd je nach dem Zug der Sonne; und wie sich der Erde die anderen Planeten nähern oder von ihr entfernen, mag sie nicht bloß die Veränderung der Selligkeit, sondern auch des Zuges mehr als bloß äußerlich spüren. Daß die Erde zu alledem auch Bewußtsein in sich trägt, braucht niemand erst recht bewiesen zu werden, weil jedem ein Teil davon in dem Bewußtsein, was er selber in sich trägt, unmittelbar gewiesen werden kann. Mehr kann er nicht verlangen, da sein Bewußtsein ja noch nicht das Bewußtsein der ganzen Erde ist. Doch glaubt er ja schon

an mehr, indem er auch an das Bewußtsein anderer Menschen glaubt, ohne es selbst zu haben und ohne daß sich ihm etwas davon zeigen läßt.

Was Scheidung des Bewußtseins zwischen Nachbarnstufen, ist nur U n t e r scheidung im Bewußtsein einer höheren Stufe. So finden wir es als Gesetz unseres eigenen geistigen Baues und können kein anderes über uns hinaus suchen. Die Sinneskreise unserer Augen und Ohren sind geschieden, sofern keiner seine Empfindungen mit dem anderen teilt, das Bewußtsein des ganzen Menschen aber greift, beide unterscheidend, beide in sich.

Wie nun diese Abstufung in den Menschen hineinreicht, reicht sie auch über ihn hinaus, und so haben die Menschen und haben die Geschöpfe jedes Gestirns ihr Gestirn selbst als höhere Stufe über sich; das Gestirn aber seine Geschöpfe zugleich unter sich und in sich, indem sie mit ihrem Bewußtsein in sein allgemeineres Bewußtsein eingehen, daselbe nicht erschöpfend, aber mitbezeugend. Jedes Gestirn hat teil an der allgemeinen wirklichen Bewußtseinsheit, einen von dem der anderen Gestirne geschiedenen, aber in Gott nur unterschiedenen Teil.



Ausgebreiteter Gasnebel im Schwan

Erinnerungen an Sechner

Von Wilhelm Wundt

Der große Differenzkalkül gab in seiner Gedächtnisrede in Leipzig 1901 zu Sechners 100. Geburtstag ein persönliches Lebensbild des ihm befreundeten Philosophen.

In Sechners Persönlichkeit ragte eine jener stillen, anspruchslosen Gelehrtennaturen, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach noch das Gesicht unserer Universitäten bestimmten, in die anspruchsvollere Gegenwart. Schon die kleine Wohnung in der Blumengasse in Leipzig trug das Gepräge eines äußerlich überaus bescheidenen, aber innerlich zu reicheren Daseins. In der schmucklosen kleinen Studierstube stand ein einfacher viereckiger Tisch, der, wenn er je einen Anstrich gehabt, längst seiner Farbe verlustig gegangen war. An den Wänden des Zimmers und des noch kleineren alkovenartigen Nebenraumes standen ein paar Bücherregale, roh im Holze, auf denen nur sehr wenig Bücher, aber große Stöße von Manuskripten aufgestapelt lagen.

Die eigene Lektüre war Sechner durch sein langjähriges Augenleiden fast ganz verlagert, so war Sechner auch ein äußerst gewissenhafter Rechner. Die Menge der einzelnen Rechnungen, die er für die Psychophysik und für die Kollektivmasselehre ausgeführt hat, ist unanschauend, und

in seiner Jugend durch eine staunenswerte Belesenheit auf den verschiedensten Gebieten hervorragen hat, in den späteren Jahren darauf angewiesen, zumeist sich selbst und aus dem, was ihm der Schatz seiner Erinnerungen bot, zu schöpfen. Das Buch, das er am meisten gebrauchte, war die Logarithmentafel, die fast immer auf seinem Tische lag; die Lektüre, die ihn vorzugsweise beschäftigte, war die seiner eigenen Manuskripte, die er so lange immer wieder umarbeitete, bis sie die ihn befriedigende Form gewonnen hatten. Außer pflegte er, für andere ganz unerlässlich, seine Gedanken auf losen Quartblättern niederzuschreiben. Dann wurde dieser Entwurf in zusammenhängender Form ausgearbeitet; und hieran schlossen sich endlich die letzten Reinschriften in Folio, deren oft noch zwei aufeinander folgten. Er schrieb, um sich das Lesen zu erleichtern, in großen Schriftzügen, deren Entzifferung für ihn selbst leicht, für den Setzer oft sehr schwer war. An Diktieren konnte er sich niemals gewöhnen.

Wie ein peinlich sorgfältiger Schriftsteller, so war Sechner auch ein äußerst gewissenhafter Rechner. Die Menge der einzelnen Rechnungen, die er für die Psychophysik und für die Kollektivmasselehre ausgeführt hat, ist unanschauend, und



Unregelmäßiger Nebel im Schwan

er veräußerte es kaum, sich durch wiederholtes Rechnen von der Richtigkeit seines Resultats zu überzeugen. Noch in den letzten Jahren pflegte er, wenn in das Gebiet der Psychophysik einschlagende Arbeiten jüngerer Forscher erschienen, fast jede einzelne Rechnung nachzuprüfen.

So war zwischen Nachdenken und Schreiben fast seine ganze Zeit geteilt. Da konnte es wohl vorkommen, daß er, wenn er den täglichen Spaziergang mit der treuen Lebensgefährtin, den er sich als einzige Erholung im Tage gönnte, eben angetreten hatte, noch einmal von der Straße in sein Studierzimmer zurückkehrte, um rasch einen Gedanken, der ihm gekommen war, zu Papier zu bringen. Trotzdem hatte man, wenn man ihn besuchte, niemals den Eindruck, ihn in seiner Arbeit zu stören. Er liebte es offenbar, sich mit Anderen über schwebende Fragen, die dann nach seiner Weise, das Gespräch zu führen, sofort zu Streitfragen wurden, zu unterhalten. Oft beschäftigte ihn der Gegenstand des Gesprächs offenbar noch längere Zeit nachher. Denn es konnte vorkommen, daß er ein Argument, das ihm zu spät eingefallen war, am nächsten Tage brieflich nachholte, und daß sich auf diese Weise eine gelegentliche Diskussion in einer längeren Korrespondenz fortsetzte. Dabei liebte er es aber, die Unterredung auf positive Thematika zu beschränken. Seine philosophischen und religiösen Über-

zeugungen, für die er in seinen Schriften so unermühtlich Propaganda machte, berührte er selten.

Auch sonst war er hinsichtlich der Arbeiten, die ihn beschäftigten, keineswegs mitteilksam. Man erfahre von ihnen in der Regel erst, wenn sie vollendet waren. Der auffallendste Beleg hierfür ist die „Kollektionsablehre“. Als ich nach seinem Tode auf den Wunsch der Witwe seine Papiere ordnete, war ich im höchsten Maße überrascht, einen großen Teil dieses Werkes in den verschiedenen der oben geschilderten Stadien, die seine Manuskripte zu durchwandern pflegten, aufzufinden. Niemand hatte von der Existenz dieser Arbeit gewußt, weder Frau Fechner noch irgend-einer seiner Freunde oder Kollegen, obgleich er den Plan etwa zwanzig Jahre mit sich herumgetragen und sich mit der Ausarbeitung selbst wohl beinahe ein Jahrzehnt lang beschäftigt hatte.

Verechtigter Glaube geht in der Richtung des Einfachen, Vereinfachten, Widerspruchlosen.

Ist der Glaube einmal entstanden, ist die Verbreitung leicht. Das einmal Entstandene spart sonstigen die Mittel und Kosten seiner ersten Entstehung.

Fechner und der deutsche Glaube der Gegenwart

Fechners weltanschauliche Arbeiten, zu seiner Zeit wohlachtet, aber von den materialistischen Zeitströmungen beiseite geschoben, können vielleicht erst heute voll gewürdigt werden. Erst heute läßt man das Leib-Seele-Problem fallen in der Erkenntnis, daß es gar kein Problem ist, weil Leib und Seele eine Einheit sind. Für Fechner hat es ein solches Problem nie gegeben.

Die Weiterentwicklung der Astronomie mit den mannigfachen Erscheinungen der Sternwelt, ihren pulsierenden Kiefernsterne und ihren Weltsystemen außerhalb der Milchstraße, macht Fechners Weltbild nur anschaulicher.

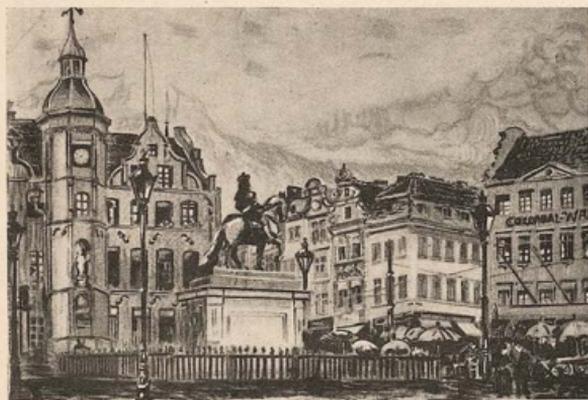
Erst unsere Gegenwart rechnet mit dem marxistischen Materialismus großzügig ab. Man verdichtet im neuen Deutschland auf einen Individualismus, dem der Einzelne wichtiger ist als die Gemeinschaft. Denn man begreift die wechselseitige Abhängigkeit allen Lebens auf der Erde und erkennt, daß der Einzelne nur im Rahmen eines umfassenderen Lebensverbandes bestehen kann.

Erst heute erkennt man wieder an, daß Religion, Kunst und Wissenschaft kein gesondertes Leben für sich führen können, daß die Wissenschaft von unserem Wollen und Handeln nicht zu trennen ist und einer praktischen Zielsetzung bedarf. Man mag es wieder, zu glauben.

Wäre Fechner nicht als Physiker, sondern als Historiker an seine Aufgabe herangetreten, so hätte er wahrscheinlich den Menschen mehr in den Mittelpunkt seiner Arbeiten gestellt. So aber beschränkt er sich darauf, den Menschen nur im Rahmen der gesamten Naturbetrachtung zu zeigen.

Es ist nicht schwer, die Weltanschauung Fechners auch auf die geschichtliche und soziale Welt zur Anwendung zu bringen. Tatsächlich hat er in seinen „Motiven und Gründen des Glaubens“ und anderen Werken sozial-ethische Anschauungen ausgedrückt, deren Fortführung im heutigen Sinne etwa folgendes Bild ergibt.

Sehen wir Gott in der Unendlichkeit eines Weltraumes, in dem das ganze Sonnensystem nur ein Staubchen ist, wie können wir ein persönliches Verhältnis zu ihm gewinnen? Offenbar ist das erst möglich, wo wir zu menschlichen Mäßen kommen. Gewiß bilden die Gestirne und Milchstraßensysteme untereinander, bilden Sonne und Erde einen so lebendigen Wirkungszusammenhang wie die Lebensvorgänge auf der Erde. Die alten Germanen und andere Völker haben die Sonne angebetet und die Sonnensymbole des Hakenkreuzes und der Spirale zu Zeichen ihrer Verehrung gemacht.



„Johann-Wilhelm“-Denkmal in Düsseldorf — Theo Hochreiter

Das Denkmal des Kurfürsten „Johann Wilhelm“ wird im Düsseldorfer Dialekt kurz „Jan Welen“ genannt. Er war Herzog von Jülich-Cleve mit der damaligen Residenz Düsseldorf. Unter seiner Herrschaft wurde die Düsseldorfer Pinakothek gegründet, deren Hauptbestandteil die bedeutende Rubens-Sammlung war, die

heute der Stolz der Münchner Pinakothek ist. Vor über 100 Jahren wurden die Bilder aus Jülich vor dem Einfall der Franzosen von Düsseldorf nach München gebracht. Ein einziges Bild: „Die Himmelfahrt“ von Rubens verblieb wegen der Schwere des Gewichts in Düsseldorf und hängt in der dortigen alten Kunst-Akademie.

Das Bedürfnis persönlichen Vertrauens und persönlicher Verantwortung aber ließ die Menschen ihre Götter immer wieder in persönlichen Formen suchen und anbeten. Die meisten Religionen verbinden die Leiden der Welt mit Verfehlungen gegen das Gewissen. Armut, Alter, Krankheit, Tod werden von vielen als Strafe für Verletzungen der Gewissenspflicht empfunden. In jedem Menschen wohnt der Sinn für Gerechtigkeit und Harmonie; es wird Gerechtigkeit im Jenseits gefordert, wenn das Schicksal im Diesseits nicht für solchen Ausgleich sorgt. Der Trieb der Selbstrechtfertigung verlangt eine letzte Instanz, der man sich verantwortlich fühlt und auf die man vertraut. Glaube gibt Kraft, Zweifel lähmt den Willen. Deshalb möchten die Menschen an eine persönliche Gottheit glauben und sich ihren Gott veranschaulichen können, jeder in seiner Art.

In der Unendlichkeit des Raumes mit seinen ungezählten Welteiniseln und Entfernungen, die zu durchmessen das Licht, das mit 300 000 Kilometer in der Sekunde durch den Weltraum eilt, viele Jahrtausende gebraucht, ist ein persönlicher Gott, mit menschlichen Maßen gemessen, allerdings schwer vorstellbar. Betrachten wir aber sechsern Vorstellungen vom Stufenbau der Welt, so wird es möglich, den Menschen zu diesem unendlichen All in Beziehung zu bringen. Danach sind die Bestirne höhere Organismen, deren Leben eigenen Gesetzen gehorcht. Die Menschen und lebenden Wesen der Erde sind ihre Organe. Gott aber ist nicht damit beschäftigt, mit unendlich großer Geschwindigkeit zwischen allen umherzuweilen, sondern er ist und wirkt in allen, weil alle Wesen und Bestirne ihm als Teile angehören. Auch Herder ging in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit vom Weltall aus und betrachtete die Erde als Ganzes; in ähnlicher Weise wiesen Larus und Novalis auf den Wirkungszusammenhang der organischen Systeme hin.

Der Mensch ist nach sechsern ein Element in einem größeren, umfassenderen Lebensverband. Seine Seele ruht in Gott. Er ist ein Glied der göttlichen Allform, eine Wesensausprägung Gottes. Damit ist er verpflichtet, sein eigenes Wesen auszuprägen. Wie in den Sternenträumen, so ist auch auf der Erde die Natur befrucht, eine möglichst große Mannigfaltigkeit der Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Die ganzen Möglichkeiten der Gattung Mensch aber können sich nicht in einer Rasse oder in einem Volke allein entwickeln. So teilt sich auch die Gattung Mensch in mehr oder weniger organische Gruppen auf, die alle ihre eigene Art haben, vorhandene Anlagen zu entfalten.

Die kleinste soziale Einheit, in der menschliches Zusammenleben sich verwirklicht, ist die Familie, die größte das Volk. Zahlreiche soziale Stufen und Teilformen liegen dazwischen. Die Einzelnen im Volke stehen in einem Zusammenhang, der



Der Schmied

Holzschnitt von A. Köpf

durch viele Generationen unzählige Familien zu einem größeren Ganzen verbindet. Durch die Jahrhunderte hindurch hat der Mensch Millionen von Vorfahren und Nachkommen, durch die er seinen Volksgenossen verwandt ist. Erbanlagen und Umwelteinflüsse bestimmen den Menschen wie das Volk. Die starke Gemeinschaft des Blutes, der Umwelt, der Ideen, Sprache und Schicksale bindet die Menschen in einer sich forterhaltenden Volksgemeinschaft zusammen, deren äußere Organisation der Staat ist.

Im Gegensatz zur Anonymität des Tatungsbegriffes Mensch herrschen hier per-

sönliches Vertrauen und persönliche Verantwortung. Ein Volk empfindet sich als organisches, lebendiges Ganzes. Staaten, in denen diese innere Verbundenheit nicht besteht, sind nicht organisch. Die Eigenart der Völker zeigt sich auch in der Art, wie sie Gott begreifen. So können verschiedene Konfessionen in einem Volke einander näher sein als die gleiche Konfession in verschiedenen Völkern. Hier fühlen sich die Menschen durch eine gemeinsame geistige Art verbunden, die verbunden, die eigentümlich ist und sie von den Menschen anderer Völker unterscheidet. Erst dadurch kann ein Volk auf eigene Kultur Anspruch

erheben, daß es die ihm gemäße Anschauungsform ausprägt. Der Mensch ist ein soziales Wesen und das Volk die Schicksalsgemeinschaft, in der er seine sozialen und menschlichen Anlagen erst völlig entfalten kann.

Wie das Göttliche allen höheren organischen Einheiten des Weltalls innewohnt, wie die Erde mit den Wechselbeziehungen ihrer Lebensvorgänge eine göttliche Lebensinheit, ein höheres Wesen ist, so offenbart sich das Göttliche auch im Genius des Volkes. Er bestimmt das persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott. An einen Gott Vater können die Menschen glauben, wenn sie sich bei ihm geborgen und zu Hause fühlen, wenn sie in ihm ihre Sätze sehen. Vertraute Formen geben Kraft; unbekannte Formen Schrecken. Sind in der Familie die Eltern, im Volke

der Führer die Autorität, so ist Gott der Inbegriff der Autorität überhaupt; erkennbar an den Erscheinungen unserer natürlichen Anlagen des Bewußtseins, der Weltangst, des Willens zur Dauer, des Gottvertrauens, dem die Forderung nach Gerechtigkeit entspringt.

So erkennen wir heute im Stufenbau der Welt die Erde mit ihren Lebensweisen als göttliche Einheit, deren Teile wir sind, erkennen, daß der Mensch ein Glied dieser göttlichen Allform ist, eine Wesensausprägung Gottes. Wir erkennen aber auch, daß der Mensch kein Wesen nur in seinem Volke ausprägt und nur in ihm ein persönliches Verhältnis zu Gott gewinnen kann, eine Folgerung, die gerade heute Veranlassung gibt, wieder der Gedanken-gegenwart des Menschen zu gedenken als der Ideen eines Bahndrechers deutschen Glaubens.

Seemannslicke

VON E. M. WÖTZEL.

Rübler, sonnenloser Herbst ruht über dem fahlen Grün des Ufers und des Wassers weiter Fläche. In den Gärten welken Georginen und Astern, des Sommers letzte Pracht. Braune, gelbe und rote Blätter tanzen wirbelnd im Winde.

In der stillen Stube sitzt reglos ein schlafnes blondes Mädchen — fast ein Kind noch — und schaut auf die Elbe hinaus. Schweigend fließt der Strom rege kleine Fischdampfer und lastende Schiffs-erzien auf seinem breiten Rücken dem Meere zu.

Leise Bitterkeit zuckt um die Lippen des Mädchens. Gestern hatte auch er Abschied genommen, der den Sommer mit ihr und der Mutter hier verlebt hatte. Seemann war er — und nun auf drei lange Jahre wieder in ferne Länder gefahren. Heute rauschte die See schön zu seinen Füßen und das Schiff führte ihn unaufhaltsam einer neuen lockenden Welt entgegen. Georg dachte sicherlich nicht mehr an die kleine Käte, die ihn geliebt hatte vom ersten Augenblick an, da er der Mutter Haus betrat. Wie schön waren diese Sommertage gewesen, wie unvergesslich schön. Durch freundliche Dörfer, durch goldgelbe Roggenfelder waren sie beide gegangen und hatten Kornblumen gepflückt. Unten am Strand der Elbe hatten sie in der warmen Sonne gesessen und den Kindern zugehört, die mit nackten Beinen umherprangen und ins seichte Wasser patschten. Ein silberner Duft lag über dem Strom. Wie ein Wiegenlied, zart, weich und schmeichelnd flüsterte sanfter Wind im Schilf. Über allem der Himmel — weit, still und schwer.

Wie ausgelassen und frohlich war der Tag in Hamburg gewesen. Am nimmer-rubenden Hafen gewaltige Schiffe und Menschen aller Herren Länder. St. Pauli mit seiner kranken Lustigkeit. Auf der großen schillernden Seefläche der Äster glitten die weißen Segel der Jachten dahin, kleine Dampfboote eilten von einem Ufer zum andern. Und als der weiche Schatten des Abends sich niederlegte, blickten sie von der Terrasse des Ästerpavillons auf das funkelnde der unabligen Lichte, die sich im dunklen Wasser des Sees spiegeln.

Heiter und sorglos plauderten sie so manches Mal in der Laube unter dem mächtigen Fliederbaum. Wenn Georg mit froher Stimme von seinen Fahrten in der großen Welt erzählte, von unbekanntem Ländern und Meeren, gefährlichen Stürmen, von Streifzügen durch das Urwald-Dickicht Ceylons, von Abenteuer auf den Philippinen und in den seltsamen Städten asiatischer Länder, dann spürte Käte, wie



Herbst-Stimmung

Alfons Graber

HERBST

Still ist jetzt die Welt umher,
einsam sind die Felder, leer!
Rieselnd Gold von allen Zweigen
flatter müd' im Windsreigen.
Letzter Schatten klagend sinkt,
fern des Sommers Lied verklingt.
Feuchter Duft von Würz' und Eichen
streift den finster-nassen Tann.
graue Nebelstreifen schleichen;
Märchenspiel der Reif ersann.
Glocken wehen Dankgebete
über kahle Acker hin,
Freud' und Leid das Schicksal säte,
ernte du — für Herz und Sinn! —

Cläre



O. Kopp

ihre das Blut schneller durch die Adern lief, wie ihr die Wangen glühten. Dann legte sie den Kopf auf die Arme, um nicht laut aufzuschreien: „Nimm mich mit — nimm mich mit dir in die weite Welt, denn ich liebe dich — ich liebe dich und deine stolze Kraft!“ — —

Er aber sah ihre Sehnsucht nicht.

Als an einem hellen hohen Tage die Sonne unterging und ihre letzten Feuergrüße noch einmal alles aufleuchten ließen — das breite Wasser, die kleinen Wolken am Himmel und die Weiden am Ufer — da waren im Garten bunte Laternen aufgehängt. Ein kleines Fest wurde gefeiert.

Georg entführte Käte den lustigen Gästen und schritt mit ihr einen stillen Gartenweg entlang. Eine seltsam süße Erregung rann durch ihren Leib, als sie die Berührung seines Armes, den leisen Druck seiner Hand spürte. Am Ende des Weges nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und Käte sah trotz der Dämmerung

den heißen Glanz seiner Augen. Zitternd vor Glück stand sie still und rührte sich nicht. Da neigte Georg sich zu ihr und sein Hauch streifte ihre Lippen, als er flüsterte: „Du liebes, kleines Mädchen.“ Seine Blut stieg in ihr auf, in Erwartung und Sehnsucht atmete sie tief und schloß die Augen. — Aber er küßte sie nicht. Ernst und schweigend führte er sie in den fröhlichen Kreis zurück.

Käte war wie betäubt, sie hätte weinen mögen in ratlosem Kummer. Der erste Liebeschmerz brannte in ihrem jungen Herzen und sie stammelte verwirrt: „Du dummes Ding bist ihm ja nichts.“ —

Er war, wie immer, freundlich zu ihr in all den letzten Tagen. Sie saßen wieder im Garten, sahen dem Spiel der Löwen über dem Wasser des Flusses zu und lauschten dem Singen des Windes in den Blättern der Bäume. Aber sie konnte nicht mehr lachen.

Der Herbst war gekommen. Wolken

zogen und Regen schlug an die Scheiben. Georg war abgereist.

Am Fenster saß das Mädchen und hatte müde Augen. Die Mutter kam und sah sie lange an: „Es geht dir nah“, Käte, daß er uns verlassen mußte. Nun kann ich's dir sagen — er hat dich lieb, sehr lieb! Doch du bist jung — Georg wußte nicht, ob dein junges Leben warten kann all die Jahre, die er in Gefahren lebt — schon mancher fehrte nicht mehr zurück — und so schwieg er.“ —

Auffschluchzend barg das Mädchen seinen Kopf in den Händen: „Nicht warten können: — Auf ihn!“ —

„Kind — mein Kind — so lieb hast du ihm“, und die Mutter streichelte ihr sanft die heißen Backen, — „er kommt ja wieder, hörst du — er hat es versprochen.“ —

Da hob Käte den blonden Kopf und unter Tränen lachten ihre Augen in hoffnungsvollem Glück: „Drei Jahre sind auch gar nicht so lang, Mutter!“

Sein Stolz

Lachende Frühlingssonne spiegelte sich in den lustig plätschernden Brunnen der Parkanlagen Baden-Badens. Taufende von Tulpen, vom zartesten Rosa ins tiefste Violett spielend, umsäumten die gepflegten Wegenanlagen, die eine Menge Kurgäste bevölkerte.

Unter diesen sah man auch den englischen Lord Landdalle, den eine Schar stattlicher junger Mädchen umgab, sechs an der Zahl. Es waren seine Töchter. Die Ähnlichkeit mit dem Lord war unverkennbar.

Ein Kurgast, der eben an der fröhlichen Gesellschaft vorbei spazierte, bemerkte leise zu seinem Begleiter:

„Der Arme!“

Da drehte sich der Lord, der über ein feines Gehör verfügte, lachend um und entgegnete:

„Nicht so sehr, wie Sie glauben. Ich habe nämlich noch sechs Töchter zu Hause.“

Th. III.

Meister und Schüler

Im Privatatelier des berühmten Kubens herrschte große Aufregung. Der Meister war weggegangen und seine Schüler hatten die günstige Gelegenheit benutzt und sich in sein Kabinett geschlichen, um dem Lehrer die Manier abzuwehnen, wie er seine Entwürfe machte und ausmalte.

Nun umstanden sie ängstlich die Staffelei und beratschlagten, was zu tun sei. Wie sie nämlich näher getreten waren, um ein unvollendetes Stück zu betrachten, war einem von ihnen das Mißgeschick zugefallen, zu stolpern und in das Gemälde zu fallen. Dabei vernichtete der Unglücksrabe den Arm der Magdalena und das Kinn der Maria, welches Kubens Furore vor seinem Weggang fertig gemalt hatte.

Nun war guter Rat teuer.

Kurz entschlossen griff nun Anton von Dyk, Kubens berühmtester Schüler, zur Palette. Aufmerksam folgten seine Kameraden mit ihren Blicken dem emsig arbeitenden Pinsel und atmeten erleichtert auf, nachdem von Dyk den Schaden wieder ausgebeßert hatte.

Ob es der Alte wohl merkte?

Er merkte es nicht. Die Täuschung war

so gut gelungen, daß Kubens den Tag darauf, als er seine gestrige Arbeit besah, im Weisheit seiner Schüler sagte:

„Der Arm und der Kopf sind nicht das Schlechteste, was ich gemacht habe.“

Th. III.

Tägliche Begegnung

Anekdoten um einen menschenfreundlichen Philosophen

Von Theodor Müblisch

Als Artur Schopenhauer, der Philosoph, in Frankfurt, der schönen Stadt am Main, lebte, hatte er die Gepflogenheit, tagtäglich einen Spaziergang um die Stadt zu unternehmen, deren ehemalig trozigen Wälle durch grünende Anlagen ersetzt waren. Ob Sonnenstrahlen durch die Baumwipfel huschten oder Sturm die Äste zur Erde bog und zornig durcheinanderschüttelte, ob aus grau verbanenem Himmel der Schnee hernieder rieselte oder die Wege vom Regen aufgeweicht waren, täglich wanderte der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“ in den Wällen entlang, wobei sein rastlos arbeitender Geist wenig von der herben Schönheit der alten Grabenanlagen in sich aufnahm. Der Weg war einsam, so daß nichts seine Gedankengänge in Unordnung bringen konnte. Es sollte aber anders kommen.

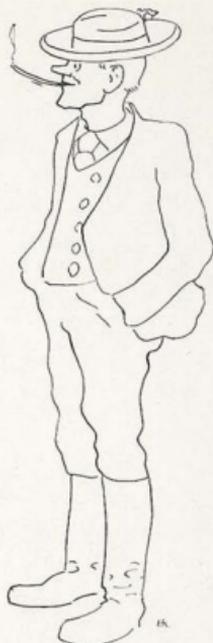
Zur selben Zeit lebte nämlich in Frankfurt ein Mann, der bei einem Spaziergang um seine Vaterstadt diesen so lieb gewann, daß er beifolgt, sich diese Erholung öfters zu gönnen, und, da er seine Wanderung von entgegengesetzter Richtung aus antrat wie Schopenhauer, so war es unausbleiblich, daß die beiden Männer sich fast täglich begegnen mußten. Der Philosoph, der ständig von seinem Pudel Armann begleitet war, schoß anfangs auf den Begegnenden die giftigsten Blicke ab. Es war dies der Kunsthistoriker Wernecke, ein Mann, der durch seine Fertigkeit, alte kostbare Spigen ohne jegliche Beschädigung des Gewebes zu reinigen, berühmt geworden und durch eben diese seine Fertigkeit bei allen europäischen Höfen als Kapazität gesucht war. Als diese Begegnungen auf dem Stadtwall

sich immer häufiger wiederholten, schoß Schopenhauer — dämonisch wie Beethoven — die Hände auf dem Rücken, wütend an dem alten Frankfurter vorüber, bis er eines Tages diesem zornig den Weg verriet und zisterte:

„Ich will keinen Menschen sehen!“

Wernecke lächelte freundlich, wie es sich für einen gemüthlichen Frankfurter, den nichts aus der Kuben bringen kann, geziemt, und entgegnete dem wild dreinschauenden Philosophen, wobei sein Blick sich dem freundlich schweifelndem Pudel Armann zuwandte und sich schallhaftes Lachen in seine Mundwinkel schlich, in waschechtestem Maindialekt:

„Ei, so bleibe Se doch in Ihrer Güt!“



Karl Valentin



Maçon

Tizian: „Corpo! Jetzt ist mir das Tizianrot ausgegangen!“